

**Zerrissen der Staat unter den sieben Burgen.** Zum dritten Teil von Miklós Bánffys Siebenbürgischer Trilogie.

Von Ute Eisinger • erschienen 2015 auf „Fixpoetry“ • durchgesehen VIII|2021

Geben Sie „Bonchida|Bonțida“ in Ihre Suchmaschine ein, und Sie finden Vorher-und-Nachher-Bilder eines höchst eindrucksvollen Landschlösses in der Siebenbürgischen Landschaft, 30km vom heute rumänischen Cluj-Napoca, d.i. Klausenburg bzw. Kolosvár. Die früheren Bilder zeigen neben den Wirtschaftsgebäuden des Gestüts ein Herrenhaus mit runden Türmen und vorn einem neugotischem Bogen im flamboyanten Dornröschenstil, die aktuellen Bilder dasselbe Gemäuer als von Gestrüpp überwucherte Ruine. Es gibt mittlerweile auch nagelneue Aufnahmen von der teilweisen Wiederinstandsetzung des Märchenschlösses, wie es in der Barockzeit ein Vorfahr jenes Grafen Bánffy erbaut hat, dem wir den vorliegenden Roman verdanken.

Held des Gesellschaftspanoramas ist Bálint Abády, Mitglied des ungarischen Hochadels, Abgeordneter im königlich ungarischen Parlament in Budapest und Pferdezüchter auf Gut Dénestornya in Siebenbürgen.

Der Autor Miklós Bánffy entstammte denselben Kreisen, d.h. er stand der drittreichsten Familie Ungarns vor, vertrat Siebenbürgen ab 1901 im Parlament, war 1906-1909 in seinem Komitat Präfekt, gab in Klausenburg, wo er ein eindrucksvolles Stadtpalais bewohnte, eine konservative Zeitung mit heraus. Wie die idealistisch-liberale Romanfigur bemühte er sich mit mäßigem Erfolg, den Bauern die Gründung von Genossenschaften nahezubringen und die Korruption durch ungarische Beamte zu bekämpfen. Der ausgebildete Jurist und Maler war 1912-1918 Intendant der Budapester Oper und des Nationaltheaters der Hauptstadt. Zu seinen Verdiensten gehört die Förderung des modernen Komponisten Béla Bartók.

Bánffy hat sich in Abády zwar kein Alter Ego geschaffen, doch lebt sein auktoriales Erzählen von der Empathie für die handelnden Personen. Er kennt ihren Charakter gut, seien es Damen von Stand, Herren in der Mitte ihres Lebens, Beamten der Gentry oder ethnisch ungarische, jüdische und rumänische Untertanen. Den Eliten, denen er selbst angehörte und die er mit allem Pomp, einschließlich ihres lächerlichen Snobismus, anschaulich schildert, wird in der „Siebenbürgischen Trilogie“ die Rechnung dafür präsentiert, dass sie in den entscheidenden Augenblicken der Geschichte nicht verstanden hätten, politisch zu handeln. Vielmehr hätte ihre Rolle vor 1914 „aus lauter Versäumnissen“ bestanden:

„Die Leute lasen die Auslandsnachrichten, als liefe vor ihnen ein noch nicht einmal besonders interessanter Film ab; als wäre alles eigentlich unwirklich, als spielte

alles – wie auf der Leinwand im Kino – auf einer einzigen Ebene“.

Ganze Parlamentsdebatten gibt Bánffy wieder, um das Unvermögen seiner Klasse zu demonstrieren, die sich in Rechthabereien verzettelt, anstatt die großen Zusammenhänge wahrzunehmen, von ihrem goldenen Käfig kleinlich beschränkt.

Neben dem tragischen der Hauptfigur geht es um die Schicksale ihrer Freunde, die wiederum – schwer vorstellbar für uns Menschen des 21. Jahrhunderts – von ihrer Stellung im europäischen Adel abhängen. Nicht wenige scheitern im Leben, weil ihnen die Liebe mit nicht standesgemäßen Partner verwehrt ist oder das Überschreiten von Regeln dieselbe Gesellschaft, der sie privilegiertesterweise verpflichtet sind, mit Ausschluss ahndet: Da gibt es einen künstlerisch veranlagten Freund, Bálints musikalischen Cousin László, dessen Mutter sich widersetzte und verstoßen wurde und der sich letztlich vor Selbstmitleid zu Tode säuft, unfähig, die Hilfe anzunehmen, die ihm mehrmals im Leben Frauen angedeihen lassen. Sympathisch ist auch der belesene Baron Gazsi, Bálints uriger Nachbar auf dem Gestüt, der an der Borniertheit seiner Kreise bis zum Selbstmord verzweifelt. Daneben werden etliche Haupt- und Nebenfiguren in glücklichen und unglücklichen Ehen, bei Duellen und am Spieltisch, im Grandhotel und auf der Jagd portraitiert. In Fontane'schem, kommentarlosen Realismus stellt Bánffy Menschen mit lächerlichen Lastern und solche, die sich selbstlos aufopfern, dar, als könnten sie nicht anders als sich wie Resultate ihres Geburtsstatus zu verhalten. Da gibt es Frédi, dessen einziger Wunsch die Mitgliedschaft in einem elitären englischen Club ist, die ihm, als Verwandten des britischen Königshauses, zusteht. Er sitzt dieses Recht im wahrsten Sinne des Wortes aus, indem er die Monate, die er in England verbringt, störrisch auf seinem Sessel im Club verbringt, ohne sich umzusehen noch mit jemandem ein Wort zu wechseln; wie sollte er auch, wo er nur Ungarisch spricht... Durch die Pferdezucht fühlt sich der ungarische Adel Siebenbürgens zwar den Engländern näher als den Österreichern, ist aber alles andere als weltoffen. Das zeigt Bánffy an einer anderen Figur, einem Grafen, der zurückgezogen auf einen verfallenen Herrnsitz lebt, um mit Hilfe von Landkarten und Büchern imaginäre Weltreisen zu unternehmen, während nebenan am Balkan schon das Vorspiel zum Weltkrieg angepiffen ist; das interessiert ihn nicht. – Ein anderes Beispiel behandelt die Bauern – Nationalität oder Glaubensbekenntnis sind dem Helden gleich – denen Abády in einer Aufklärungskampagne die Raiffeisen-Idee nahebringen möchte, um sie zum selbstständigen Wirtschaften zu ermächtigen. Doch die Landwirte bringen nicht die Geduld auf, dem Modernisierer zuzuhören; hat doch die Herrschaft vor Ort zu einem Fest gerufen, das ihnen wichtiger ist...

Bánffy schildert schwelgerisch genossene Maskeraden, Streiche und Bälle, die für das gesellschaftliche Leben seines Standes in Siebenbürgen bezeichnend waren, ja das Leben der Adligen im waldig-bergigen Osten des Königreichs wesentlich von dem des Flachlands, wie man es heute mit Ungarn verbindet, unterscheiden. Vor den Budapestern fühlten sich die Ungarn

Siebenbürgens als Hinterwäldler. Selbst der Held der Geschichte zögert lange – zu lange –, ob er für seine große Liebe Adrienne nicht zu „rau“ erscheint; worauf sie einen anderen heiratet und alle Beteiligten unglücklich werden. Selbst im dritten Band wird nicht alles gut. Im Gegenteil, er endet mit dem Abschied des Helden, der in den Ersten Weltkrieg aufbricht. Wie Bánffy, der Maler, die Landschaft beschreibt, kündigt vom bevorstehenden Fanal der Geschichte und dem Untergang seiner Welt:

„Die Stadt und das Tal lagen schon im Schatten. Der Abend brach herein. Der Himmel flammte einzig im Westen. Lange Wolkenfetzen schwebten dahin. Aschfarbene Streifen mit glänzenden Fransen zierte den Horizont. Unter ihnen war alles Feuer, lauter Feuer. Die ganze Welt dort hinten war in Brand geraten. Der untere Rand des Himmels leuchtete blutrot. Flammende Tränen glühten zahllos, blendend, als weine das All über dem Meer von Blut. Träge, violette, dunkle Berge erhoben sich vor dem karmesinroten Himmel. Hart zeichneten sie sich ab, eng nebeneinander, ihre langen Körper lagerten in der Runde die Schneeberge von Gyalu, die Magura und zuhinterst, weit gestreckt, die Vlegyásza.

Lange Bergkämme mit Steilhängen. Riesige Säрге, die Säрге von Völkern. In ihrer unbeweglichen Majestät standen sie dort in der Reihe unter dem Weltenbrand. Das Auto fuhr vor. Bálint stieg von der Anhöhe herunter.“

In der Tat war zur Zeit der Niederschrift des Romans nichts mehr geblieben, wie es gewesen war: 1920 bestimmte der Vertrag von Trianon, dass der größte Teil des ungarischen Siebenbürgen Rumänien zugeschlagen werden sollte. Zwar wurde Miklós Bánffy 1921/22 in Budapest Außenminister unter Horthy bzw. Bethlen, optierte allerdings 1926 für die rumänische Staatsbürgerschaft, um seinen Besitz zu erhalten. Zwischen 1934 und 1940 ist schließlich „Erélyi történet“ in drei Bänden in Ungarn erschienen; das heißt „Siebenbürger Geschichte“ im Sinne von „Begebenheit“, nicht „Historie“, wie der Übersetzer Andreas Oplatka im unentbehrlichen Nachwort erklärt.

Eine Figur aus Ursula Ackrills Siebenbürgen-Roman „Zeiden, im Januar“ (2015) besucht 1935 das Grafen Schloss Bonchida|Bonțida, das man gegen ein Eintrittsgeld bestaunen kann: „Jetzt sollte das Gestüt selbst für seinen Unterhalt aufkommen, zumindest zum Teil, die Tore standen offen und die Besucher waren willkommen.“ Die Autorin dieser auf der vorjährigen Leipziger Buchmesse nominierten Siebenbürgen-Romane aus sächsischer Warte hat gut recherchiert, daher stimmt wohl die Meinung der Sachsen über die Ungarn, dass die ungarischen Großgüter und deren Erben „<...> sich auf nichts besser verstanden, als sich sagenhaft zu verschulden. Vor zweihundert Jahren noch wären ihre Leibeigenen dran gewesen und wenns hochkam immer wieder Sachsen, die einfach lebten und ihr verfügbares Einkommen aufsparten.“

Dem Faschismus folgte der Zweite Weltkrieg: Im Zweiten Wiener Schiedsspruch oder Wiener Diktat (Hitlers und Mussolinis durch Ribbentrop) im Schloss Belvedere wurde Nord-Siebenbürgen 1940 neuerlich ungarisch. 1943 verhandelte Bánffy in Bukarest, wo er Rumänen und Ungarn zum Verlassen der Achsenmächte zusammenbringen wollte, vergebens. 1944 marschierten sowjetische Truppen in Ungarn ein, Bánffys Familie floh nach Budapest. Schloss Bonchida wurde erst – aus Rache für Bánffys Austrittsversuche – von der SS in Brand gesetzt, dann als sowjetische Besatzungskaserne in Mitleidenschaft gezogen, später rumänisches Staatseigentum. Endgültig und vollends enteignet, reiste Miklós Bánffy 1949 nach Ungarn aus, wo er 1950 starb.

In der kommunistischen Zeit verschwiegen, erlebte der dreibändige Abgesang auf den Untergang des ungarischen Siebenbürgen nach der Wende eine erfolgreiche Wiederbelebung. Das verdankt sich gänzlich dem Zufall: In den 1970er Jahren lernte der englische Publizist Patrick Thursfield auf einer Autofahrt in Marokko die Exil-Ungarin Kathy Jelen kennen. Sie wollte nach Rabat, um sich das Copyright an den Werken ihres Vaters bestätigen zu lassen. Thursfield ließ sich für das Unternehmen begeistern und gab die gemeinsame Übersetzung der Siebenbürger Trilogie heraus, die 1999 mit einem Vorwort des bekannten Reiseschriftstellers Patrick Leigh Fermor erschien, einem Kenner des Balkans während der Zwischenkriegszeit. Inzwischen war 1989 die erste von mehreren Auflagen des Originals im Nachwende-Ungarn erschienen, alle drei nach alttestamentarischen Menetekeln benannten Bände wurden ins Französische und Italienische übersetzt und sind jetzt erst im traditionsreichen Wiener Zsolnay-Verlag auf Deutsch erschienen. Der ungarntämmige NZZ-Publizist Andreas Oplatka hat das Unterfangen vorangetrieben und für seine Worterklärungen und historischen Zusammenfassungen möge ihm hier noch einmal gedankt sein! Muten doch sowohl die Geschichte als auch die Orts- und Personennamen der Region, um die es in der Trilogie geht, wenn auch nicht alles dort spielt, durchaus exotisch an.

Aber auch dem Stil mangelt es nicht an Auffälligkeiten. Bánffys altmodisches, eher ins 19. Jahrhundert passende Erzählen, brachte ihm den Beinamen „Tolstoi Transsilvaniens“ ein: Er erzählt, als hätte Hofmannsthal 1902 nie einen Lord Chandos erfunden! Sprachskepsis liegt ihm fern, er bedient sich mit größter Selbstverständlichkeit der Worte, das lässt sich selbst von der Übersetzung sagen. Wenn man bedenkt, dass Bánffy sein Epos in den Jahren verfasst hat, als auch Joseph Roth den Untergang der Donaumonarchie beschrieb, wird einem klar, dass zwischen den Zeitgenossen Welten liegen. Ich erinnere an die von Roth mit großer Menschenkenntnis beschriebene Figur der Frau von Taussig, Geliebte des weit jüngeren Militärs Trotta im „Radetzky marsch“ und vergleiche sie mit Bánffys Adrienne, Geliebte des Helden – ebenfalls in einer Ehe mit einem Mann gefangen, der in einer Anstalt lebt. Im hier vorgestellten letzten Band der Siebenbürgischen Trilogie schwelt die nicht ausgelebte Leidenschaft weiter als erotische Verheißung. Das verleiht dem Roman einerseits den

magyarischen Heißsporn, andererseits treibt die standesgemäße Ausprägung der diskreten Züchtigkeit seltsame Blüten: Denn die begehrte Partnerschaft ist nur gesellschaftlich, nicht sexuell unerfüllt. Das Ideal der Vereinigung verklärt der Autor in Kitschgemälden wie dem der folgenden Szene, bei der Adrienne bei einem Treffen mit Bálint in einer Waldquelle badet:

„Es war ein Traumbild, die Vision antiker Sagen, die in der Wildnis badende Nymphe oder Artemis selber, die Göttin der Wälder. Sie streckte ihre Arme über dem schwarzen Helm der Haare aus, dann drehte sich langsam um. Allmählich stand sie nun schon im Strom, Schaumflocken strichen um ihr Kinn, und das Wasser legte sich über die Spitzen ihrer Brust und das Schattendreieck ihrer Fraulichkeit, als stünde sie unter einer Glasglocke. Die Flut, die an ihrer Schulter auseinander spritzte, zerfiel in den dünnen Sonnenstrahlen in unzählige Diamanten. Und dann zeichnete sich in Hintergrund jäh ein Regenbogen ab, als hielte sie ihn mit ihren Händen in die Höhe.“

Nicht nur das Kolorit des ungarischen Sprachstils lässt die Gegenden und Geschehnisse entrückt wirken: Siebenbürgen galt schon, als Bram Stoker den Dracula erfunden hat, als hinterwäldlerisch. (Erst sollte ja die Steiermark das Musterbeispiel für rückständiges Hinterten-sieben-Bergen abgeben...) Zusammen mit der Arroganz, die wir WesteuropäerInnen den durch kommunistische Abschottung ins Hintertreffen geratenen Regionen entgegenbringen, ergibt die Unkenntnis der Schauplätze einen Weißen Fleck in Europa – was sich Filmproduktionen wie „Borat“ und „Budapest Hotel“ zunutze machen. Doch die Gegenden liegen in der Nachbarschaft und die Geschehnisse nicht lang zurück... Man sollte sich wieder in sie hineinversetzen, um – auch im aktuellen politischen Interesse – zu verstehen, wie Bánffys Held Bálint idealistisch formuliert: Die Grundlage einer Nation machen aus: Kraft, Selbstkritik und Eintracht.